

"Telliieder"

Autor(en): **Steinberg, Augusta**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573994>

Nutzungsbedingungen

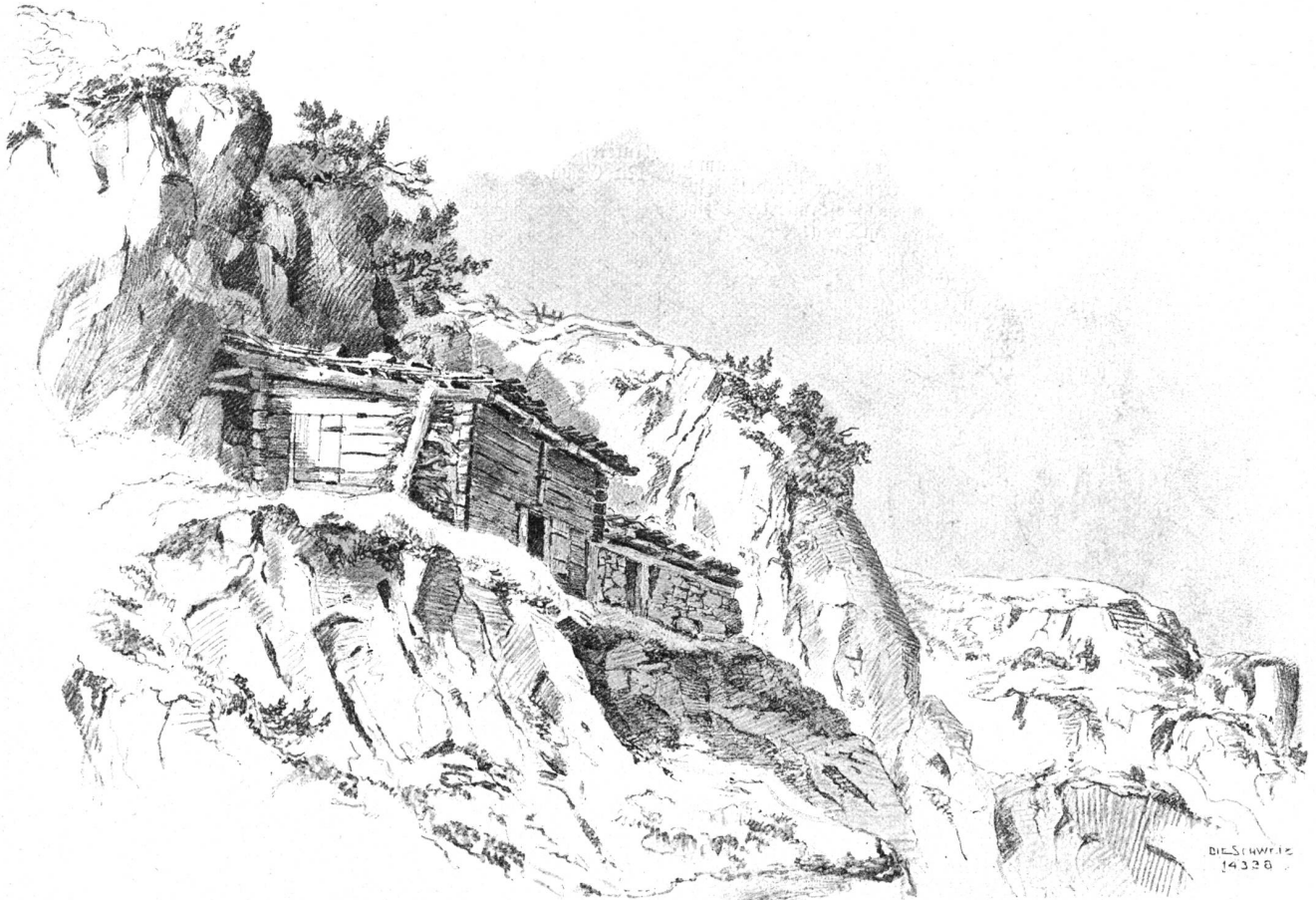
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Alphütten im Erstfeldertal. Nach Bleistiftzeichnung von Josef Mühleim, Luzern.

näher und näher, mächtiger, mit metallischem Beiklang und zur Stärke eines gewaltigen Orgeltons anschwellend: die Hochbahn jagte über das Eisengerippe, das seine Silhouette über die Großbeerbrücke spannte. Das Gelb und Rot der Wagen, die wie an der Schnur gezogen hinter den Häusern verschwanden, leuchtete hell in der jungen Sonne.

Und der ästhetisierende Wentgraf fühlte sich auf ein-

mal von einem Daseinsrausch, einer Lebensbejahung gepackt, die er nie so stark empfunden hatte, selbst im Rekonvaleszentenstadium nicht. Zugleich faßte ihn ein Bedürfnis, sich andern nützlich zu machen, andern von seiner impulsiven Kraft mitzuteilen, und er überlegte nicht lange, sondern nahm Hut und Ueberrock und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt).

— ❧ — „Telllieder“ ❧ —

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es gibt eine Anzahl von „Tellliedern“, die man kaum mit diesem Namen nennen würde, legten sie sich ihn nicht selber bei. Es sind keine Telllieder im eigentlichen Sinn, d. h. ausschließliche Darstellungen und Verherrlichungen der Tellsage. Vielmehr sind es Kriegslieder und parteipolitische Schutz- und Trutzgefänge, die weitab von den Zeiten des Tell liegende stürmische Tage geboren haben.

Dennoch haben diese Lieder ein Anrecht auf ihren Namen, und dieser Aufsatz seine ratio essendi gerade am heutigen Tag. Denn sie sind ein sprechender Beweis dafür, wie lebendig das Andenken des Tell sich durch die Jahrhunderte hin erhielt. Mögen empörte Bauern das Lied singen oder mag ein Gelehrter es wie einen Pfeil gegen einen politischen Gegner schnellen, immer feiert oder befehdet es die Ereignisse in Anlehnung und paralleler Linienführung zu der Tat des Tell. Als Apotheose wirken die ersten Strophen in ihrem warmen, kraftvollen Anruf des toten Helden. In jenen Tagen mochten sie die Begeisterung wie eine Fackel entflammen. Somit wird uns verständlich,

weshalb z. B. ein politisches Lied aus der Zeit des Toggenburgerkrieges sich als „Tellenlied“ bezeichnet.

Eigentümlich ist unsern Tellliedern, daß nicht die Erhebung des ganzen Schweizervolkes gegen einen äußern Feind, sondern innere Bruderkämpfe sie hervorgebracht haben.

Stets sind sie der Ausdruck der ewigen Gegenjählichkeit zwischen Herren und Bauern. Der Tell ist aus dem Volk hervorgegangen. Dessen sind sich die Bauern gerne bewußt. So rufen sie im Bauernkrieg (1653) aus:

Ach Tell, ich wollt dich fragen:
Wach auf von deinem Schlaf!
Die Landvögt wend alls haben,
Roß, Rinder, Kälber, Schaf.

Ein jeder herr will leben
Wie'n junger Edelmann.
Es muß es ihm hergeben,
Der arme gringe mann.

Daß der Tell ein Urner war, fühlen mit Stolz die katholischen Kantone. Ist daher einmal die Religion in Gefahr, so tritt der Schütze von Bürglen unfehlbar als Patron der katholischen Sache auf. In den meisten Fällen decken sich die Interessen des alten Glaubens und die der Bauern bezw. der Länderkantone. Wie der Tell das Schweizerland vom Joch des Adels befreit hat, so gilt in den Wilmergerkriegen der Kampf der demokratischen Landstände den „Herren“ der Städte. Zugleich aber fechten sie als Altgläubige gegen Reformierte. Dieser Stimmung entspringen die Strophen aus dem Toggenburgerkrieg:

Wilhelm, wo ist der Telle?
Vergraben in der Erd.
Komm her vor uns dich stelle,
Du Held lieb, theur und werth.
Thu deine Spahnen wecken,
Zu newer Treu und Eyd,
Die Herren zu erschrecken,
So worden seynd meined.

Was du mit Blut errungen,
Anjetz verkauffet ist,
Die Freyheit wohl gelungen
Den Herren z'wider ist.
Der Adel zu z'erhöhren,
Den alten freyen Stand,
Die Eydgnoschafft empören?
Verkaufft das Vatter-Land.

Die Zuversicht, daß der katholischen Sache der Sieg sein werde, bricht sich in einer weitem Strophen Bahn:

Haben wir nicht zu trawen,
Dem heiligen Rosenkrantz,
Mariä der Jungfrauen,
So steht für unser Schantz?
Catholische Soldaten,
So treu am Glauben seynd,
Ernewret ewre Thaten,
Zieht tapffer an den Feind.

Die ganze naive Befignahme des Tell für die katholisch-volksstümliche Partei offenbart sich dann in dem Zuruf:

Tell, Wilhelm Tell dich stelle,
Von newem zum Gewehr.
Der Herren Gewalt verfelle,
Dem Vatterland zu Ehr.
Sammle dir redlich Bawren,
Uder der Freyen Fah,.
Die gern all Gfahz außdawren
Und ziehen friich daran.

Das früheste Telllied entstammt dem Bauernkrieg (1653). Sprunghaft führt es einzelne Phasen der Erhebung vor und deckt die Machinationen der Städte auf. Einer unbedeutenden Persönlichkeit, dem Wirt zum Falken von Narburg, wird ein unverhältnismäßig breiter Raum gegönnt. In den prägnanten Versen:

Gleich wie zu Tellen Leben,
Also thut's jetzt hergon:
Der Landmann sollt hergeben,
Geb (gleichviel) wo er's möcht überkon...

liegt die Begründung der ganzen Erhebung. Die Bauern nährten daran ihre revolutionäre Gesinnung. Sie sangen es vor des Landvogts Haus, den Herren zum Trug.

An den ersten Wilmergerkrieg (1656) knüpft „ein schön new Lied von Wilhelm Tellen durch Helvetium Wahrsagern“ an. Wie der Autor, so ist auch das genaue Datum der Entstehung unbekannt. Das Titelblatt, mit einer bildlichen Darstellung der Apfelschußzene geziert, begnügt sich mit der denkbar umfassendsten Dattierung, da es als Druckjahr dasjenige nennt, „da nicht viel Gelt war“. Doch wird es wohl zwischen 1656—1659 geschrieben worden sein, und wenn gewisse Anzeichen nicht trügen, von einem gelehrten, vielleicht geistlichen Schwyzer. Im Grund genommen stellt das Gedicht eine Streitschrift gegen die vermittelnde Politik dar, die der ernerische Altlandammann Sebastian Pilgram Zweyer anstrebte. Das geht mit voller Klarheit aus den ersten Strophen hervor:

Wilhelm war ich, der Telle,
Von Helben Muht vnd Blut,
Der ich mit meinen Ghellen,
Erhalten Ehr vnd Gut:

Das Vatterland befreyet,
Vertriben Tyranney
Die Pilgrin jekund zweyeyt
Vnd selbst Tyrann will seyn.

Als ein neuer Zwingherr ist er aufgetreten, der das wahre Interesse seiner Partei zugunsten der Feinde außer acht läßt. Mit Gewalt und Bestechung setzt er seine Ideen durch:

Zu Altorf, wo die Linden
Vor Zeiten gruenet hat,
Ist der Zwingherr zu finden,
Da steckt er auff Mandat,
Die sich auff sein Werk schicken,
Dem Landmann heimlich find.
Er kan ihn überücken
Mit List vnd Gold geschwind.

Der Friede wurde den katholischen Orten zum Nachteil geraten.

Mit vilem Projectieren
Wird als politisch g'stellt,
Mit vilem Disputieren
Wird auch die Warheit g'fällt
Jezt nimbt man euch bey Haren,
Den Kopff bald auch darzu:
Den Stall müßt ihr verwahren,
Sonst kosts ihn mit der Kuh.

Diese Verhältnisse haben den Verfasser betrogen, seinen Mahnruf ergehen zu lassen:

Das hat mich verursacht,
Dem frommen Landmann z'lieb
Z' Bry, den ich betracht
Zu singen dieses Lieb.
Viel lieber wolt ich wainen,
Wann ich den Jammer sich,
Das kan man nicht vermainen
Der Glaub kombt in den Stich.

Am 17. Juli 1712 schrieb der Landvogt Johannes Rahn von Wädenswil den Herren in Zürich unter anderm, man habe diesen Morgen einen gewissen Rudolf Frischli von Arth, als er auf einem Feld in Richterswil arbeitete, verhaftet; eine Flugschrift, welche „ein sehr nachdenkliches Lied“ enthalte, habe sich auf ihm gefunden. Man lebte damals in den Tagen des zweiten Wilmergerkrieges. Zürich und Bern hatten Sieg auf Sieg errungen. Des Kampfes müde, neigten Uri und Luzern dem Frieden zu, als der Kuntius und der Klerus den Glauben gefährdet erklärten und von neuem den Krieg anfahten. Zu dieser Zeit verfaßte ein Zuger, der Kaplan Joh. Melchior Schell zu St. Wolfgang, jenes „nachdenkliche“ Lied. Es ist im wesentlichen ein Schmählied gegen die Luzerner Herren, die durch jenen nachgiebigen Friedensschluß ihre geheime Sympathie für die feindlichen Städtekantone nicht verleugnet hatten. Im Gegensatz zu ihnen, die als Verräter der katholischen Sache erscheinen, wollen die Bauern Glauben und Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen. Mag man sie als Empörer verschreien, ist es doch dem Tell selbst nicht besser ergangen. Sogar ihn „für solchen zehlen, Die Herren ostermahl“.

Zwanzig Jahre später lebte dieses Lied (von dem einige Strophen oben zitiert wurden) in wenig veränderter Form auf. Damals sangen es die „Harten“, die österreichischen Parteigänger im Lande Zug. Ueber dessen Grenzen hinaus wollte es die Revolte tragen. Mengstlich suchte sich Luzern dagegen zu schützen. Am 2. Januar 1733 erließ es ein feierliches Mandat. Bei Strafe höchster Ungnade und einer Buße von hundert Talern verbot es, das Lied in Händen zu halten, abzuschreiben, zu singen und auszubreiten. Dem Rat von Zürich teilte es mit, daß es alle aufzutreibenden Exemplare durch den Scharfrichter habe verbrennen lassen, und empfahl, ähnliche Maßregeln zu treffen, „maßen dieses gefährliche vnd sonderheitlich auf genzliche Verkerbung der Stätten-Regimentsform abzählende Liedt als eine Sturmloggen zu allgemeiner Empörung der vnderthanen wider die Obriakeiten anzusehen“.

Die Städte schaffen ihre Telllieder nicht aus spontanem Gefühl heraus. Es ist, als ob sie sich ihres mindern Anrechts auf den Schützen wohl bewußt wären. Wird es ihnen aber doch einmal zu bunt, so schleudern sie dem Angriff einen Gegen-Tell entgegen. Ein solcher erstand 1659 unter dem verächtlichen Motto: „Ab impiis egreditur impietas“ dem Tellenlied des



Tells Sprung.

Nach dem Freskogemälde von † Ernst Hühnelberg (1831—1903)
in der Tellskapelle am Neersee.
Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Benziger & Co. N. S. Einsiedeln.

ersten Wilmergerkrieges. Scharf wird hier dem „Verkehrten Wilhelm Tell“ das Urteil gesprochen:

Verkehrter Tell,
Führt ein gebell
Den alten zwidder
Will schießen nider
Als selb Tyrann
Den Widerman
Als Lärmenichreher
Den Friden Zweyer (Anspielung auf den Gene-
ral Zweyer)
Ihn fehlt der Schuß
Ihm fehlt der Schluß
Begründt im rächten
Ihn widerfächten.

Dem Tellied von 1712 folgte auf dem Fuß „Das entlarfste Tell-Gespinnst oder Entdeckung und Zergliederung des neuen Tell, welcher von gegenwärtigen eidgenössischen Unruhen friedhässige und böshafte Lügen in die Welt aufgestreuet“. Fehlte auch diesem Gedicht sein lateinisches Motto, wir müßten doch aus dem klaren Aufbau und den stehenden Wendungen, die sich vorteilhaft von dem schwerfälligen, oft dunkeln Stil der katholischen „Telle“ abheben, auf einen gebildeten und gewandten Verfasser schließen.

Doch weiß ich nicht zu sagen,
Was das sey für ein Tell?
Es will mir nicht in Magen,
Es seye der Gesell,
Der dort vor alten Zeiten
Nicht hat verehrt den Fils,
Es wil mir eher deuten,
Es sey ein Bauernrüß.

Ja eher wil ich trauen,
Es sey ein wuest Gesicht
Von einer Zugerfrauen
Auf Endor zugericht:
Dann er steigt auß Erden,
Auf einem dunklen Dhrt,
Und redet von Beschwerden,
Nur lauter Zugenwort?

Ein scharfer Spott züngelt
gegen die Länderorte, die den
Helden der ganzen Nation als
Schild vor ihre Parteisache
stellen:

Der recht Tell ist im Himmel,
Sein Namm im Sägen ruht.
Doch mit ihm mancher Lämmel
Beschönet, was er tuht.

Falsch ist es, den Tell als
Feind der „Herren“ auszugeben:

Der Tell wölt nicht verbannen
Die Herren allzugleich,
Er gab nur dem Tyrannen
Den rechten Todesstreich!

Aber auch gegen die Auffassung des Krieges als eines
Glaubenszwistes lehnt sich das Gedicht auf:

Wer hat jemahl vom Glauben
Zu diesem Krieg geredt?

Es war nicht um den Glauben,
Um Freyheit wars zu tuhn,
Die suchte man zu rauben
Den Toggenburgern nun.

Von seiten der katholischen Kantone war Luzern zum Ver-
räter gestempelt worden, als es den ersten Narauer Frieden
einging. Da es wieder zurücktritt, erfährt es auch von den
Städten bittere Angriffe:

Tell hat nicht mehr zu klagen,
Luzern sich hat verkehrt,
Sich aller Treu entschlagen
Und alle Welt gelehrt:
Bey päpstlichen Eidgenossen
Seh weder Ehr noch Treu,
Ab schelmischen diebspoffen
Sie haben keine Scheu.



Tell nach dem Schuss.

Nach dem Delgemälde (1897) von Ferdinand Hodler, Bern.

Was die äußere Form der
Telllieder betrifft, so sind sie
alle über einen Leisten geschla-
gen. Ihr Vorbild ist das Ge-
dicht über die Tellsage, das der
Urner Britschenmeister Hiero-
nymus Muheim im Jahr 1633
„gemehrt“ und verbessert her-
ausgab. Sie sind in dreihelbi-
gen Jambenversen konstruiert,
die sich zu vier- oder achtzei-
ligen Strophen aneinander-
reihen. Rhythmus und Reim
sind manchmal unzulänglich,
und der letztere nur zu oft nach
dem bekannten Schema „Reim
dich etc.“ ausgeführt. Die ersten
Strophen der beiden Wilmerger-
lieder sind eine bloße Umfor-
mung derjenigen des Muheim-
schen Gedichtes. Sicherlich
kommt den Tellliedern kein
großer poetischer Wert zu. Ver-
einzelte kräftige, volkstümliche
Wendungen, die einer gewissen
Plastizität nicht entbehren,
wiegen nicht die Härten und
Unbehilflichkeiten auf, die aus
den zitierten Stellen sich keines-
wegs überhören lassen. Für
Lieder, die gesungen werden,
weisen unsere „Tellen“ eine
unerhörte Länge auf: das Lied
von 1633 zählt sechsundzwanzig
Vierzeiler, das von 1712
neunzehn und das von 1733
zwanzig Achtzeiler. Man sang
sie in der „Tellenweis“, im
Ton eines alten, weitverbrei-
teten Liedes vom Tell.

Mag auch vom ästhetischen Standpunkt aus für unsere
Telllieder mehr oder minder gelten, daß „ein garstig Lied ein
politisch Lied“ sei, so können wir nicht umhin, ihnen als Mo-
ment- und Stimmungsbildern vergangener Zeiten einen um
so höhern Wert beizumessen. Der wirre Stimmklang ferner
Ereignisse halt uns aus ihnen entgegen, der heiße Atem längt
verschütteter Leidenschaften weht uns daraus an. So eignen sie
sich wie keine andere Art der Ueberslieferung, in ferne Epochen
Licht und Schatten zu werfen und sie uns nahezubringen.

Dr. Augusta Steinberg, Zürich.

Arquell

In der Seele Grund verborgen
Sprudelt eine goldne Quelle.
Schimmernd wie der junge Morgen
Treibt ans Licht die klare Welle,

Flüstert von viel schönen Dingen,
Leise, im Vorüberrauschen,
Und das Flüstern wird zum Singen —
Stille, stille! Laßt mich lauschen. . . .

Franz Otto Schmid, Bern.